

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Herausgeber: Stiftung Dorfarchiv Adelboden
Band: 55 (1995)

Artikel: Barbara. 2. Teil
Autor: Bärtschi-Trummer, Rosina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062899>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

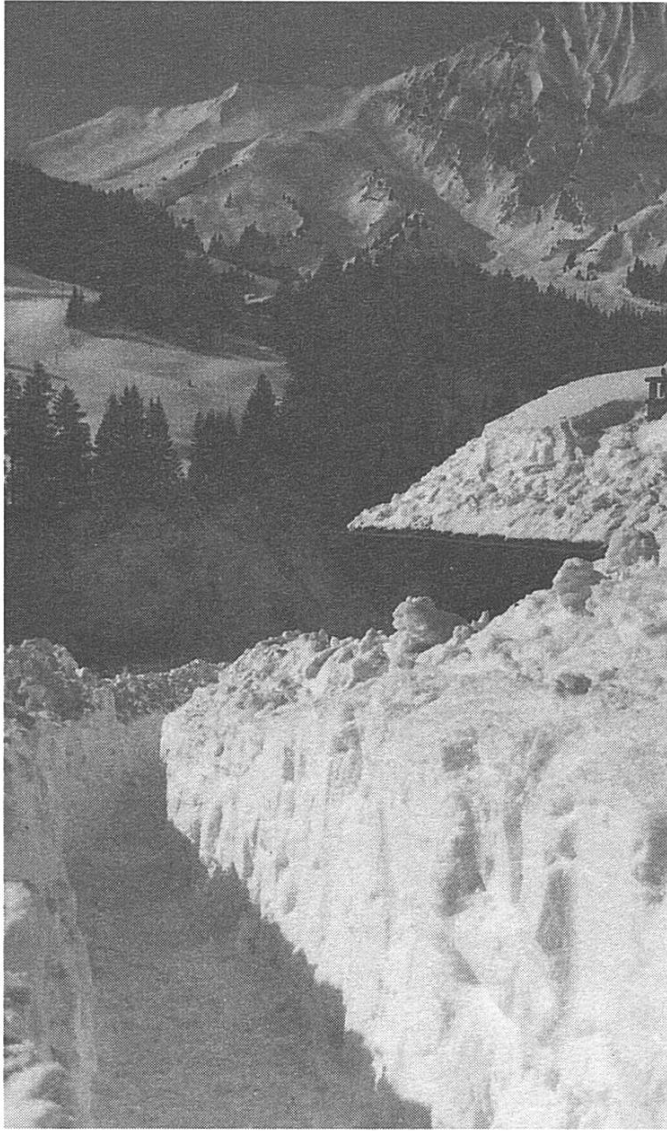
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Barbara (2. Teil)

Sie hatte eine nie versiegende Fantasie. Sie unternahm oft ganz alleine Streifzüge in die Umgebung ihres elterlichen Heimwesens. Da war ein sonniger Steilhang voller hausgrosser Felsblöcke, eine schmale Strasse hinunter in eine Schlucht, wo ein schäumender Bergbach rauschte. Zwischen diesen Blöcken trieb Barbel sich gern herum. Denn da fand sie schön gezeichnete Schneckenhäuser mit hellgelben und dunkelbraunen Ringen verziert. Da sprach sie dann laut vor sich hin: «Siebenundzwanzig Hühner habe ich heute gekauft; die legen mir eine Menge Eier, bloss in einem Tag, ich könnte ja dem Leni sieben davon geben, das wird sich freuen, wenn wir morgen zusammen spielen. Die Schafe, wieviele waren es schon, achtzehn glaube ich, o da hat's noch ganz schöne grosse, ich kaufe die auch noch. Nun sind es zweiunddreissig, wenn Fred auch mitspielen will morgen. Er will auch davon haben. Das gibt mir ja die Schürze voll zum Heimtragen.» Die Schneckenhäuser waren für Barbel Hühner und Tannzapfen Schafe. Etwas Schöneres und Kurzweiligeres zum Spielen konnte Barbel sich gar nicht vorstellen, denn Spielzeug aus einem Laden hatte man ihr nie gekauft. Sie hätte daran auch nicht grössere Freude haben können.

Wenn dann ihre jüngeren Geschwister mit ihr spielten, o wie war das erst schön! Sie bauten sich Häuser aus Steinen und Ställe für ihre Schafe und Hühner. Aus feuchter Erde machten sie kleine Käselaibe und Brot aus dem gleichen Material. Sie machten neben ihren Häuschen kleine Gärtlein und setzten Zweige von Tannen und Ahorn als Bäume und Blumen rings ums Haus herum. Grössere Steine waren Kühe, kleinere die Schweine. Die Geschwister fanden alles wunderbar und freuten sich an ihren kleinen Herrlichkeiten und kamen sich als richtige Bauern vor. Wenn dann der Winter wieder alles unter sich begraben und der Nordwind oft haushohe Schneewächten zusammengeblasen hatte, rings um das einsame Haus und weit und breit jede Spur von Wegen verschwunden und bei den Ställen die Türen und die Brunnentröge durch tiefe Schneegräben ausgegraben werden mussten, damit man das Vieh füttern und tränken konnte – das dünkte Barbel mächtig interessant.

Schon stiegen neue Pläne aus ihren Gedanken auf, sie versuchte die Haustüre zu öffnen, aber der Wind schlug sie wieder zu und blies eine Menge Pulverschnee in die Küche hinein. Die Mutter wurde böse: «Was willst du denn immer hinaus bei diesem Hundewetter, bleib doch einmal in der Stube, man kann heizen so viel man will, den ganzen Tag bringt man die Stube nicht warm, wenn der Wind so bläst.» Doch Bar-



*E tola Puwel Schneeä,
wie zu Barbels Zeiten...
Haus Hager, Schermtanne,
Januar 1985*

*Foto:
M. Aellig-Zimmermann*

bel wäre gar zu gern draussen in diesem Schneetreiben gestanden, um mit der Schaufel ein Loch in die Wächte zu graben. Nun musste sie wieder warten bis morgen, vielleicht war dann ein schöner Tag, da hatte sie grosse Pläne.

Bei diesen Schneestürmen konnte man oft kaum unterscheiden, ob es Tag oder Nacht sei, denn wenn der Schnee von den Dächern herunter stob und der Wind um die Hausecken heulte, da wurde es manchmal so dunkel, als ob es Nacht werden wollte. Doch am andern Tag strahlte die Sonne wieder über das tief verschneite Tal, und die Berge erhoben sich so steil und scharf gen Himmel in ihrem weissen Kleide.

Vor Barbaras Elternhaus erhob sich eine hohe Schneewächte, die wie eine Mauer an zwei Hausecken sich schön ausrundete, wie von Menschenhand gemacht. Das gefiel Barbara ausnehmend. Sonntags, wenn

die grösseren Geschwister nicht Schule hatten, wollten sie gemeinsam einen Tunnel und eine Schneestube bauen; daran arbeiteten sie nun etliche Sonntage und schleppten allerlei Sachen in ihre Schneehöhle. Sie machten aus Brettern Tisch und Bänke. Sogar eine Laterne wurde an die Decke gehängt. Auf den Boden breiteten sie alte Säcke als Teppiche, in halber Höhe gruben sie in jede Wand hinein eine schmale Vertiefung, das sollte ihre Betten darstellen. In diesem Märchenreich wurden sie nie müde, immer wieder etwas zu schaffen. Sie gruben dann lange Gänge, bis sie am Ende der Wächte heraus kamen. So vergingen ihnen die Wintersonntage im Fluge. Obschon sie von der Aussenwelt abgeschnitten waren, vermissten sie sie in keiner Weise.

Oft kam etwa ein alter Nachbar auf Besuch, da sassen die Kinder dann still um den Tisch und hörten gerne zu, was die Eltern und der alte Summermatter Mathes aus alten Zeiten zu erzählen wussten. Wenn etwa ein Verwandter oder Nachbar krank war oder gar am sterben, da sagte dann der Nachbar, er habe schon etliche Abende so sonderbare Träume gehabt. Sein Heimet sei von Erdrutschen bedroht gewesen und Wasser sei von allen Seiten auf sein Haus eingedrungen. Er selber habe mit Schaufel und Pickel mitten drin gestanden und musste am Ende ohne etwas zu verrichten versuchen, sein Leben zu retten und aus dem Chaos herauszukommen. Die Mutter berichtete dann auch, wie sie im Traum schöne weisse Wäsche an der Leine hatte und die Kinder hatten weisse Kleider und Strümpfe an. Es gebe halt Zeichen für einen bevorstehenden Todesfall in der nächsten Verwandtschaft, wenn eine Henne ungewöhnlich kleine Eier lege oder wenn die Maulwürfe nahe bei der Hauswand Erde aufstossen, so sei das ein sicheres Zeichen, dass eines aus der Verwandtschaft sterbe.

Dann kamen sie wieder auf ihre Erfahrungen, die im Zusammenhang mit ihren täglichen Arbeiten standen. Der Nachbar behauptete, wenn ein Kalb die Reude habe, so sei das beste Mittel, diese mit einem Holz blutig zu reiben und nachher das Holz in den Rauch zu hängen. Den Mist solle man nie bei Neumond auf die Matten tun, sonst werde er vom wachsenden Heu emporgehoben und dünge den Boden nicht. Die Mutter unterhielt uns dann auch etwa über Säen und Pflanzen. Sie schaute immer auf die Kalenderzeichen, nach dem längsten Tag solle man nie Setzlinge stecken. Die wachsen immer alle aus, sagte sie, es gebe keine schönen Salatköpfe. Der Widder sei ein gutes Zeichen, da werden alle Setzlinge fest und rund. Die Eisheiligen seien zu fürchten, man müsse die vorbeigehen lassen ehe man Blumen, besonders Topfpflanzen ins Freie stelle und Setzlinge müsse man an diesen Tagen immer zudecken. Am dritten Eisheiligen, dem Bonifatiusstag, solle man die Bohnen setzen.

Mit einem Ohr hörten wir der Mutter zu und mit dem anderen dem Vater und dem Nachbarn, die hatten ihre Unterhaltung wieder auf etwas anderes verlegt, was die Kinder immer sehr interessierte. Aber nachher, wenn sie ins Bett sollten, so fürchteten sie sich, allein in ihre Schlafstube zu gehen. Sie redeten von Gespenstern, die in unbewohnten Häusern herumrumorten. Sie hatten selber natürlich nie so etwas erlebt oder gesehen, aber sie schilderten diese Geschichten als ob sie selber dabei gewesen wären.

Auch die Mutter erzählte von ihrem Vater, der ein Erlebnis hatte als junger Bursche, als er einmal an einem Sonntag ganz allein an einer steilen Felswand nach Edelweiss und Wermut kletterte. Er lehnte von oben über einen Felskopf hinunter und wollte nach einem Büschel prächtiger grosser Edelweiss greifen, da hörte er eine Stimme hinter sich, gehe weg da, die holt ein anderer. Er sah sich um, kein Mensch war zu sehen, er zog sich zurück, seine Beine waren wie Blei, kaum versuchte er zu klettern. Der Schreck sass ihm in allen Gliedern. Acht Tage später fiel ein junger Bursche an der gleichen Stelle zu Tode. Das konnte der Grossvater sein Leben lang nie vergessen. Er war nicht abergläubisch, er hatte den Mut, der Sache auf den Grund zu gehen, wenn sich dazu Gelegenheit bot.

Zwischen den beiden Dörfern, die drei Stunden von einander entfernt waren und durch eine schmale steinige Strasse miteinander verbunden waren und von vielen tiefen Gräben und Schluchten unterbrochen, über welche hölzerne Stege führten, wickelte sich der bescheidene Verkehr mit Pferden und Maultieren ab. Wenn dann die Männer von einem Markt aus dem Nachbardorf heimkehrten und wie das etwa vorkam, einmal ein Glas zu viel getrunken hatten, so wollten sie dann allerlei Unerklärliches gesehen haben auf ihrem langen Heimweg. Auf einem Brücklein, so ging die Rede, springe zwischen 11 Uhr und Mitternacht ein Esel hin und her. Der Grossvater, der nun auch einmal vom Markt heim kam und der Mond so schön die Strasse beleuchtete, ein frischer Wind die Äste der Bäume bewegte, die zu beiden Seiten der einsamen Strasse standen, sah dass er bald an dieses Brücklein kam und beschloss, sich dort hinzusetzen und den Gespensteresel abzuwarten. Kaum war er abgesessen, sah er richtig etwas wie einen Esel über die Brücke kommen, zurück kam er zwar nicht; auch schien ihm, es sei eigentlich bloss der Schatten von einem Esel gewesen. Zur Sicherheit blieb er sitzen um das Weitere abzuwarten und schon kam er wieder, es sah tatsächlich aus, als ob ein Esel über die Brücke springe, hören konnte er es aber nicht. Er schritt nun auf die andere Seite und sah zu seinem Erstaunen einen Tannzapfen, der an einem Ast vom Winde bewegt, einen Schatten auf das Brücklein warf, der im Mondschein einem Esel ähnlich sah. Er dachte sich,

wenn die Fantasie etwas nachhilft, so kann man daraus schon einen Gespensteresel machen. Er brach den Ast weg, und von da weg war der Esel nicht mehr gesehen.

Auf diese Weise vergingen die Sonntagnachmittage in den langen und strengen Wintern, ohne dass die Männer das Wirtshaus vermissten oder die Frauen sich danach sehnten, an allerhand Vergnügungen teilzunehmen und die Kinder erinnerten sich in ihrem späteren Leben an diese Jugenderlebnisse als etwas Schönes und Kostbares, mit dem nichts zu vergleichen war nach ihrer Meinung.

(Fortsetzung folgt)

Rosina Bärtschi-Trummer, 1896–1982

Der Pfarrer Gelpke un e Pfana voli Määlroesch

Ihr wärdet jitz sine, was das mitenandre chönti ztüe haa – der Pfarrer u Määlroesch? Aber wenn ig de mis Gschichti erzellts ha, de wüsst er de, wien unerwartet da chan e Zämehang entstaa zwüsche zweie ganz verschidene Sache, oni das eper daas hetti wele.

Ds Mueti het grad es guets äberächts Füür im Chunsch ghabe u het fur d Chälbscheni e tola Määlroesch ubertaa, fur nen gueti Treehi. U ddu ghöerts eper d Stäge ueha choe u het gschwind dr Määlroesch näbe Chunsch a Boden ahi gschtellt, wa zwüschen der Wand u däm Chunsch eso nes gäbiges Plätzi ischt gsii. Der chli drüüjerig Stäffeli, wan og in der Chuchi ischt gsi, het gmerkt, das eper choe ischt, u scho hets gchlopfet an der Tüür! Ds Mueti tuet uuf, u wär stiit da also groessa u briita vur der Tüür? Der Pfarrer Gelpke! Denn hiin äbe d Pfarrer d Lüt nug dahii-me bsuecht, u mu het si o nug gääre gsee choe.

Ds Mueti het der Gascht ghiisse inha zchoe u het ma e Stuel näbe Chunsch gstellt u nä ghiisse sitze. Aber ds chli Büdi, ds Stäffeli, ischt tifi-ger gsi un ischt undere Stuehl dürhi gschnaagget, u het nug es Plätzi gfunde näben der Määlroeschtpfane.